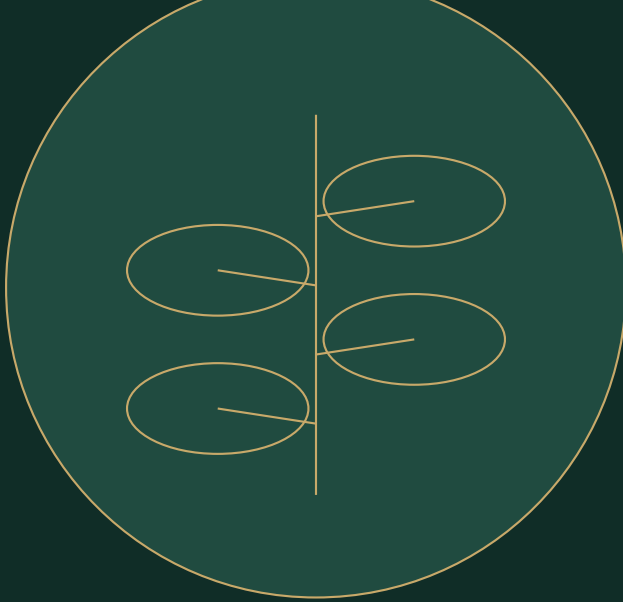


LESEPROBE



Meine große Hassliebe

Band 2

Neuanfang im Lindenhof

Prolog und Kapitel 1

Jens Barghorn

Hinweis zur Leseprobe

Diese Leseprobe enthält den vollständigen Prolog und das vollständige erste Kapitel aus Meine große Hassliebe - Band 2: Neuanfang im Lindenhof.

© 2026 Jens Barghorn. Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigung, Verbreitung oder Weitergabe - auch auszugsweise - sind ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Autors nicht gestattet.

Alle Figuren, Orte und Handlungen sind Teil eines fiktionalen Romans. Ähnlichkeiten mit realen Personen, Orten oder Ereignissen wären rein zufällig.

Unverkäufliche Leseprobe

PROLOG

Das Jahr, das blieb

Am Morgen nach ihrer Entscheidung war Lindenfels still.

Nicht friedlich. Nicht wirklich. Eher so, als hielte das Dorf den Atem an und wartete darauf, ob Mara Bergmann es sich doch noch anders überlegen würde.

Der Nebel hing tief über den Wiesen hinter dem Lindenhof. Er kroch zwischen den alten Apfelbäumen hindurch, legte sich auf den Hofplatz und ließ die Scheune am Rand des Grundstücks verschwimmen, als wäre sie nur noch eine Erinnerung. Das Haus selbst stand da wie immer: groß, alt, ein wenig müde. Die Fenster spiegelten den grauen Himmel, die Dachrinnen tropften, und irgendwo unter den Ziegeln knackte Holz, das schon zu viele Winter erlebt hatte.

Mara stand barfuß in der Küche.

Der Steinboden war kalt. So kalt, dass sie die Zehen zusammenkrümmte. Trotzdem blieb sie stehen, beide Hände um eine Tasse Kaffee gelegt, der längst nicht mehr heiß war.

Ein Jahr.

Sie hatte es gesagt. Nicht nur zu Noah, nicht nur zu Clara, nicht nur zu Frau Berger. Sie hatte es vor allem zu sich selbst gesagt.

Ich bleibe ein Jahr.

Gestern hatte dieser Satz nach Mut geklungen. Nach Entscheidung. Nach einem kleinen Sieg über alles, wovor sie davongelaufen war.

Heute Morgen klang er anders.

Heute klang er nach Rechnungen. Nach kaputten Fensterrahmen. Nach undichten Leitungen. Nach Menschen, die

etwas von ihr erwarteten. Nach einem Haus, das nicht einfach nur bleiben wollte, sondern gerettet werden musste.

Mara hob die Tasse an die Lippen, trank aber nicht.

Auf dem Küchentisch lagen drei Stapel Papier. Der erste enthielt Rechnungen, die sie in Elisabeths alter Kommode gefunden hatte. Der zweite bestand aus Notizen, Telefonnummern, Kostenvoranschlägen und einer Liste mit Dingen, die dringend erledigt werden mussten. Der dritte war leer.

Auf das oberste Blatt dieses dritten Stapels hatte Mara nur ein Wort geschrieben.

Lindenhof.

Darunter war nichts.

Kein Plan. Keine Lösung. Kein Wunder.

Sie hatte geglaubt, die schwerste Entscheidung sei gewesen, nicht zu verkaufen. Doch nun, im ersten blassen Licht dieses Morgens, begriff sie, dass Bleiben keine Entscheidung war, die man einmal traf und dann besaß.

Bleiben war Arbeit.

Jeden Tag neu.

Ein Geräusch ließ sie zusammenzucken. Erst dachte sie, es käme aus dem Haus. Vielleicht aus dem Flur, vielleicht vom alten Dachboden. Doch dann sah sie durch das Küchenfenster Noah.

Er stand draußen auf dem Hofplatz, die Hände in den Taschen seiner Jacke, das Haar vom Nebel feucht. Er sah nicht zur Tür. Er wartete nicht sichtbar auf sie. Er stand einfach nur da, als wolle er dem Haus guten Morgen sagen.

Mara spürte, wie sich etwas in ihr löste und gleichzeitig enger wurde.

Noah.

Er war gestern geblieben, bis die letzten Gäste gegangen waren, bis die Lichter im Saal gelöscht waren, bis Frau Berger mit geröteten Augen gesagt hatte, Elisabeth wäre stolz gewesen. Er hatte Mara nicht gedrängt, nichts gefordert, kein Versprechen aus ihrem Bleiben gemacht.

Vielleicht war genau das der Grund, warum es ihr so schwerfiel, ihn anzusehen.

Sie stellte die Tasse ab und ging zur Tür.

Als sie hinaustrat, schlug ihr die kühle Luft entgegen. Der Nebel roch nach feuchter Erde, Holzrauch und Herbstlaub.

Noah drehte sich zu ihr um.

„Du bist früh wach“, sagte er.

„Ich konnte nicht schlafen.“

Er nickte, als hätte er nichts anderes erwartet.

Eine Weile standen sie schweigend nebeneinander. Zwischen ihnen lag der Hofplatz, die Vergangenheit, die unausgesprochenen Sätze von gestern Abend und dieses eine Jahr, das plötzlich größer wirkte als alles, was vorher gewesen war.

„Bereust du es?“, fragte Noah leise.

Mara sah zum Haus.

In einem der oberen Fenster bewegte sich der Vorhang, obwohl kein Wind ging. Wahrscheinlich hatte er sich nur gelöst. Wahrscheinlich war es nichts.

Aber für einen Moment stellte sie sich vor, Elisabeth stünde dort oben. Nicht streng, nicht traurig. Nur wartend.

Mara atmete aus.

„Noch nicht“, sagte sie.

Noah sah sie von der Seite an. Ein kleines Lächeln zuckte um seinen Mund, aber es erreichte seine Augen nicht ganz.

„Das ist immerhin ein Anfang.“

Mara nickte.

Ja.

Ein Anfang.

Aber keiner, der leicht werden würde.

KAPITEL 1

Was ein Haus verschweigt

Drei Tage später fiel im Lindenhof der Strom aus.

Nicht überall. Das wäre zu einfach gewesen.

Im Flur brannte das Licht. Im ehemaligen Frühstückszimmer auch. Im oberen Bad funktionierte die Steckdose neben dem Spiegel, aber nicht die Lampe darüber. In der Küche summte der Kühlschrank weiter, als sei nichts geschehen, während der Herd sich weigerte, auch nur ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Mara stand mit einem Schraubenzieher in der Hand vor dem Sicherungskasten und starrte auf eine Reihe alter Schalter, deren Beschriftung vermutlich aus einer Zeit stammte, in der Telefone noch Wählscheiben gehabt hatten.

„Das ist doch ein Witz“, murmelte sie.

Neben ihr hielt Frau Berger eine Taschenlampe, obwohl es heller Vormittag war.

„Der Lindenhof hat nie Witze gemacht“, sagte sie ernst. „Er hat nur gelegentlich seine Meinung geäußert.“

Mara warf ihr einen Blick zu.

„Und seine Meinung ist?“

„Dass du einen Elektriker brauchst.“

„Ich brauche ungefähr siebzehn Elektriker, drei Dachdecker, einen Installateur, zwei starke Nerven und einen Lottogewinn.“

Frau Berger lächelte, aber nur kurz.

„Eins nach dem anderen.“

Mara schnaubte. Genau das sagte jeder. Eins nach dem anderen. Als würden Probleme brav Schlange stehen und warten, bis man sie hereinbat.

Doch der Lindenhof hatte keine Geduld.

Seit Mara beschlossen hatte zu bleiben, schien das Haus jeden Tag eine neue Schwachstelle preiszugeben. Erst tropfte es im Vorratsraum. Dann klemmte die Hintertür so sehr, dass Noah sie nur mit einem Schulterstoß öffnen konnte. Am Montag hatte Mara entdeckt, dass ein Teil der Dachrinne abgerissen war. Am Dienstag hatte Frau Berger behauptet, der Heizkörper im kleinen Salon mache „besorgniserregende Geräusche“. Und nun stand Mara hier und fragte sich, ob ein altes Haus eigentlich beleidigt sein konnte.

Vielleicht war der Lindenhof gekränkt, weil sie ihn hatte verkaufen wollen.

Vielleicht machte er ihr klar, dass Liebe allein keine Leitungen reparierte.

Sie beugte sich näher an den Sicherungskasten. Auf einem kleinen Papierstreifen stand in verblichener Schrift: Küche / Saal / oben / Verschiedenes.

„Verschiedenes“, las Mara laut. „Das ist keine Stromkreisbezeichnung. Das ist eine Kapitulation.“

Frau Berger neigte den Kopf.

„Elisabeth wusste immer, was damit gemeint war.“

„Natürlich wusste sie das.“

„Du klingst vorwurfsvoll.“

„Ich bin vorwurfsvoll. Gegenüber einem toten Sicherungskasten.“

„Das ist nicht besonders zielführend.“

Mara sah sie an.

„Gibt es hier eigentlich irgendetwas, das nicht von Elisabeth abhängig war?“

Frau Berger antwortete nicht sofort.

Das war nie ein gutes Zeichen.

Dann sagte sie: „Mehr, als du denkst. Aber weniger, als gut gewesen wäre.“

Der Satz blieb einen Moment zwischen ihnen stehen.

Mara senkte den Schraubenzieher.

Sie wusste, dass Frau Berger nicht nur von Strom sprach.

Der Lindenhof war voller solcher unsichtbaren Leitungen. Dinge, die Elisabeth gewusst hatte. Dinge, die Karl entschieden

hatte. Dinge, die Frau Berger still getragen hatte. Dinge, die Mara nun fand, weil niemand mehr da war, der ihr erklärte, warum sie überhaupt existierten.

„Ich rufe Schneider an“, sagte Frau Berger schließlich.

Mara richtete sich auf. „Herrn Schneider?“

„Er kennt die Elektrik hier.“

„Er ist Schreiner.“

„Er war früher alles Mögliche.“

„Das ist kein Beruf.“

„In Lindenfels schon.“

Frau Berger drehte sich bereits um, doch Mara hielt sie zurück.

„Warte. Ich rufe einen Fachbetrieb an.“

„Aus der Stadt?“

„Ja.“

Frau Berger sah sie an, als hätte Mara vorgeschlagen, das Dach mit Geschenkpapier zu decken.

„Die verlangen Anfahrt.“

„Dafür haben sie vielleicht Werkzeug, das jünger ist als ich.“

„Herr Schneider hat auch Werkzeug.“

„Und einen Hang dazu, alles mit Draht und gutem Willen zu reparieren.“

„Hat meistens funktioniert.“

„Das beruhigt mich nicht.“

Frau Berger seufzte, aber in ihren Augen lag ein warmes Funkeln. „Du klingst schon fast wie Elisabeth.“

Mara erstarrte.

Es waren nur fünf Worte. Unbedacht vielleicht, liebevoll gemeint. Aber sie trafen Mara an einer Stelle, die noch immer wund war.

Du klingst schon fast wie Elisabeth.

Sie wusste nicht, ob das ein Kompliment sein sollte oder eine Warnung.

Elisabeth Bergmann, ihre Großmutter, hatte den Lindenhof über Jahrzehnte geführt. Mit Strenge, Stolz und dieser besonderen Art von Liebe, die selten ausgesprochen wurde und deshalb oft erst verstanden werden konnte, wenn es zu spät war.

Mara hatte zu Elisabeth aufgeschaut. Und sie hatte sich von ihr entfernt. Beides stimmte.

Nun stand sie in Elisabeths Haus, trug Elisabeths Verantwortung und hörte von anderen Menschen, sie erinnere an sie. Manchmal machte sie das stolz. Manchmal machte es ihr Angst.

„Ich bin nicht Elisabeth“, sagte Mara leise.

Frau Berger senkte die Taschenlampe.

„Nein“, sagte sie. „Das bist du nicht.“

Ein Moment verging.

Dann klopfte es an der offenen Haustür.

„Mara?“

Noahs Stimme hallte durch den Flur.

Frau Berger hob eine Augenbraue. „Dein Elektriker ist da.“

„Noah ist Architekt.“

„Noch besser. Die tun wenigstens so, als hätten sie von allem Ahnung.“

Mara musste wider Willen lachen.

Noah trat ein, den Kragen seiner Jacke hochgeschlagen, unter dem Arm eine Mappe. Als er Mara vor dem Sicherungskasten sah, blieb er stehen.

„Soll ich fragen?“

„Nein.“

„Gut.“ Er trat näher. „Dann sage ich einfach: Du hältst den Schraubenzieher falsch.“

Mara sah auf ihre Hand. „Ich halte ihn drohend. Das reicht.“

Noah grinste.

Es war dieses Grinsen, das sie gleichzeitig wütend machte und beruhigte. Als wäre die Welt kompliziert, aber nicht unlösbar, solange er irgendwo in der Nähe war. Genau das war gefährlich. Mara wollte nicht, dass Noah zur Antwort auf alles wurde. Sie wollte ihn lieben können, ohne sich an ihn zu klammern.

Oder ohne dass alle anderen glaubten, er müsse nur auftauchen, und schon würde es gut.

„Der Herd geht nicht“, sagte sie. „Das Licht im Bad auch nicht. Der Kühlschrank schon. Ich verstehe nichts.“

Noah stellte die Mappe auf die Kommode. „Dann fassen wir den Sicherungskasten lieber nicht an.“

„Das war auch mein Plan.“

„Du sahst aus, als würdest du gleich verhandeln.“

„Ich war kurz davor, ihn zu bedrohen.“

Noah beugte sich vor, betrachtete die alten Schalter, sagte aber nichts. Gerade dieses Schweigen machte Mara nervös.

„Was?“

„Nichts.“

„Noah.“

Er richtete sich wieder auf. „Die Elektrik muss wahrscheinlich komplett überprüft werden.“

Frau Berger nickte, als habe er gerade verkündet, dass Wasser nass sei.

Mara starrte ihn an. „Komplett?“

„Zumindest die alten Leitungen. Bevor du hier irgendwann Gäste unterbringen willst.“

Das Wort Gäste hing plötzlich schwer im Flur.

Mara hatte es in den letzten Tagen vermieden. Gäste bedeuteten Öffnung. Verantwortung. Einnahmen, ja, aber auch Erwartungen. Menschen in Zimmern, die seit Jahren leer standen. Frühstück, Buchungen, Brandschutz, Hygienevorschriften, Versicherungen und Beschwerden über knarrende Dielen.

Der Lindenhof war früher eine Pension gewesen. Ein Ort, an dem Sommergäste kamen, Familien übernachteten, Wanderer einkehrten und Elisabeth jeden kannte, bevor sie überhaupt ihre Koffer abgestellt hatten.

Mara konnte sich noch erinnern, wie sie als Kind heimlich auf der Treppe gesessen und den Stimmen aus dem Speisesaal gelauscht hatte. Besteckklirren, Lachen, der Geruch von Kaffee und frisch gebackenem Hefezopf. Damals hatte der Lindenhof gelebt.

Jetzt lebte er nur noch in Andeutungen.

„Ich will noch keine Gäste“, sagte Mara.

Noah sah sie an. „Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber alle denken es.“

Frau Berger räusperte sich.

Mara drehte sich zu ihr.

„Was?“

„Nicht alle.“

„Frau Berger.“

„Gut. Einige.“

„Alle.“

„Viele.“

Mara verschränkte die Arme. „Wunderbar.“

Noah nahm seine Mappe wieder auf. „Deswegen bin ich eigentlich hier.“

Mara spürte sofort, wie sich ihr Magen zusammenzog.

„Was ist das?“

„Keine Rechnung.“

„Das ist schon mal verdächtig.“

„Ein Vorschlag.“

„Noch verdächtiger.“

Noah legte die Mappe auf den kleinen Tisch im Flur, öffnete sie und zog mehrere Blätter heraus. Grundrisse. Skizzen. Eine Übersicht des Hofes. Mara erkannte das Gebäude, die Scheune, den alten Garten, den Seitenflügel mit den leerstehenden Zimmern.

Sie trat näher, obwohl sie es eigentlich nicht wollte.

Noah hatte den Lindenhof gezeichnet.

Nicht schöngefärbt. Nicht romantisch. Sondern ehrlich. Mit Rissen, Problemstellen, möglichen Bauabschnitten und Notizen am Rand. Trotzdem lag in den Linien etwas Zärtliches. Als habe er das Haus nicht vermessen, sondern verstanden.

„Wann hast du das gemacht?“, fragte Mara.

„In den letzten Nächten.“

Sie sah auf. „Du hast nicht geschlafen?“

„Doch.“

„Noah.“

„Wenig.“

Frau Berger zog sich unauffällig zurück. Für eine Frau, die angeblich nie lauschte, hatte sie ein erstaunliches Gespür dafür, wann Gespräche privat wurden.

Mara blieb vor den Plänen stehen.

„Warum?“

Noah stützte eine Hand auf die Tischkante. „Weil du einen Überblick brauchst.“

„Ich habe Listen.“

„Du hast Panik auf Papier.“

„Danke.“

„Mara.“ Seine Stimme wurde weicher. „Das ist kein fertiger Plan. Nur eine Möglichkeit, die Dinge zu sortieren. Was dringend ist, was warten kann, was man vielleicht mit Fördermitteln abdecken könnte.“

„Fördermittel?“

„Denkmalschutz vielleicht. Ländliche Entwicklung. Tourismusförderung. Es gibt Programme für alte Höfe, für gemeinschaftliche Nutzung, für regionale Projekte.“

Mara lachte einmal kurz auf. Nicht, weil es lustig war, sondern weil es nach zu viel klang.

„Noah, ich weiß kaum, welche Sicherung für den Herd zuständig ist.“

„Genau deshalb musst du nicht alles gleichzeitig lösen.“

Sie sah wieder auf die Pläne.

Da war er wieder, dieser Satz.

Nicht alles gleichzeitig.

Und trotzdem fühlte es sich so an.

„Was heißt gemeinschaftliche Nutzung?“, fragte sie.

Noah zögerte nur einen Sekundenbruchteil. Doch Mara bemerkte es.

„Sag es.“

„Clara hat gestern etwas erwähnt.“

„Clara?“

„Sie meinte, der Lindenhof war früher nie nur dein Familienhaus. Er war immer auch ein Ort für Lindenfels.“

Mara spürte, wie sie innerlich einen Schritt zurücktrat.

„Das klingt nach einer Rede.“

„Es war eine Rede.“

„Natürlich.“

Noah lächelte kurz. „Sie hat überlegt, ob man den Lindenhof breiter aufstellen könnte. Nicht nur als Pension. Vielleicht Räume

für Veranstaltungen, Kurse, regionale Produkte, kleine Lesungen, Dorftreffen.“

„Also noch mehr Menschen, die mitreden.“

„Vielleicht auch mehr Menschen, die mittragen.“

Mara schwieg.

Draußen fuhr ein Traktor vorbei. Das tiefe Brummen vibrierte durch die alten Fenster. Irgendwo im Haus fiel etwas um. Wahrscheinlich ein Besen. Vielleicht auch ein weiteres Stück ihrer Zuversicht.

„Mittragen klingt schön“, sagte Mara schließlich. „Bis es ums Bezahlen geht.“

„Darum geht es ja.“

Noah zog ein weiteres Blatt aus der Mappe. Darauf stand in klarer Schrift:

Lindenhof Genossenschaft – erste Überlegungen

Mara trat nicht näher.

Im Gegenteil. Sie wich zurück.

Nur einen halben Schritt, aber Noah sah es.

„Das ist Claras Idee“, sagte er schnell. „Nicht meine Entscheidung. Nicht dein neuer Lebensplan. Nur ein Gedanke.“

„Ein Gedanke, der schon eine Überschrift hat.“

„Clara denkt gern in Überschriften.“

Mara sah das Blatt an, als könnte es beißen.

Genossenschaft.

Ein großes Wort. Ein offizielles Wort. Ein Wort, das nach Satzungen, Versammlungen und Menschen klang, die in unbequemen Stuhlreihen saßen und darüber abstimmten, ob die Wände cremefarben oder hellgelb gestrichen werden sollten.

„Nein“, sagte sie.

Noah hob den Kopf.

„Nein?“

„Nein.“

„Du hast es dir noch gar nicht angesehen.“

„Muss ich nicht.“

„Mara—“

„Ich habe gerade erst entschieden, den Hof nicht zu verkaufen. Ich habe noch nicht mal herausgefunden, warum die Küche nur

halb funktioniert. Und jetzt soll ich eine Genossenschaft gründen?“

„Niemand sagt, dass du—“

„Doch“, unterbrach sie ihn. „Vielleicht sagt es niemand laut. Aber es steht schon im Raum. Erst hieß es: Bleib doch ein Jahr. Dann hieß es: Mach den Lindenhof wieder auf. Jetzt heißt es: Teile ihn mit dem Dorf. Und wenn ich Nein sage, bin ich diejenige, die nicht verstanden hat, was dieser Ort bedeutet.“

Noah schwieg.

Das ärgerte sie fast noch mehr als Widerspruch.

„Sag was“, forderte sie.

Er sah sie ruhig an. „Ich glaube nicht, dass du Nein zur Genossenschaft sagst.“

„Ach nein?“

„Ich glaube, du sagst Nein dazu, wieder in etwas hineingezogen zu werden, das andere für dich entschieden haben.“

Mara öffnete den Mund. Schloss ihn wieder.

Der Satz traf zu genau.

Noah hatte diese unangenehme Fähigkeit, hinter ihre Worte zu hören. Früher hatte sie das geliebt. Heute machte es sie wütend, weil sie sich dann nicht mehr hinter ihrer Wut verstecken konnte.

„Du machst es dir leicht“, sagte sie.

„Nein.“

„Doch. Du kommst mit Plänen, Clara mit Ideen, Frau Berger mit Erinnerungen, das ganze Dorf mit Erwartungen. Und ich soll dankbar sein, weil alle helfen wollen.“

„Du musst nicht dankbar sein.“

„Aber?“

„Aber vielleicht musst du unterscheiden, wer dir etwas wegnehmen will und wer versucht, dir etwas abzunehmen.“

Die Stille danach war unangenehm.

Mara wandte sich ab und ging zum Fenster. Vom Flur aus konnte man den Hofplatz sehen. Die Pfützen vom Regen der Nacht glänzten zwischen den Pflastersteinen. Am Rand stand die alte Bank, auf der Elisabeth früher Bohnen geputzt oder Gäste empfangen hatte. Dahinter begann der Weg zum Garten.

Elisabeth hatte alles allein getragen.

Zumindest hatte Mara das immer geglaubt.

Vielleicht war es falsch gewesen.

Vielleicht hatte Elisabeth nur niemanden nah genug herangelassen, um ihr Gewicht zu teilen.

Oder vielleicht hatten alle von ihr erwartet, stark zu sein, bis sie es irgendwann nicht mehr anders konnte.

Mara drückte die Arme fester um sich.

„Ich will nicht, dass der Lindenhof mir entgleitet“, sagte sie leise.

Noah trat nicht zu ihr. Er blieb, wo er war.

Dafür war sie ihm dankbar.

„Dann darfst du nicht warten, bis andere entscheiden“, sagte er. „Du musst selbst festlegen, was du teilen willst und was nicht.“

Mara schloss kurz die Augen.

Da war es wieder. Dieses Bleiben.

Nicht romantisch. Nicht weich. Sondern kantig und schwer.

Als sie sich umdrehte, stand Frau Berger wieder im Flur. In der einen Hand hielt sie die Taschenlampe, in der anderen ein altes Notizbuch.

„Ich wollte nicht stören“, sagte sie.

Mara und Noah sahen sie beide an.

Frau Berger hob das Kinn. „Gut, ich wollte ein bisschen stören.“

Mara seufzte. „Was ist das?“

„Ein Haushaltsbuch von Elisabeth.“

Mara wurde still.

Frau Berger trat näher und legte das Buch neben Noahs Pläne. Der Einband war dunkelgrün, an den Ecken abgestoßen. Elisabeths Handschrift stand auf einem vergilbten Etikett.

Lindenhof – Einnahmen und Ausgaben

Mara berührte das Buch nicht.

„Woher haben Sie das?“

„Aus der Schublade im kleinen Salon. Elisabeth hat dort früher alles aufbewahrt, was sie nicht verlieren wollte.“

„Und warum zeigen Sie es mir jetzt?“

Frau Berger sah auf die Pläne, dann auf Mara.

„Weil der Lindenhof nie nur von Elisabeth allein gerettet wurde.“

Mara runzelte die Stirn.

Frau Berger schlug das Buch auf. Zwischen sauber geführten Zahlenkolonnen lagen kleine Zettel. Namen. Beträge. Vermerke. Nicht groß. Nicht spektakulär. Aber viele.

Herr Schneider – Reparatur Scheunentor, ohne Rechnung. Bäckerei Lenz – Brotlieferung gestundet. Claras Mutter – Hilfe beim Sommerfest. Gemeinde – Nutzung Saal, Spende. Frau Berger – Wäsche, unbezahlt.

Mara las. Und je länger sie las, desto enger wurde ihre Kehle.

„Das waren keine Almosen“, sagte Frau Berger ruhig. „Das war Lindenfels.“

Mara strich mit den Fingerspitzen über Elisabeths Schrift.

Ihre Großmutter hatte nicht alles allein geschafft.

Sie hatte es nur nie erzählt.

Vielleicht, weil Stolz manchmal wie Schweigen aussah.

Vielleicht, weil Hilfe leichter anzunehmen war, wenn man sie später ordentlich in ein Buch schrieb.

Noah sagte nichts. Frau Berger auch nicht.

Mara blätterte weiter. Auf einer der letzten Seiten blieb ihr Blick an einem Satz hängen, der nicht zu den Zahlen passte. Elisabeth hatte ihn offenbar schnell notiert, mit kräftigerer Hand als sonst.

Ein Haus bleibt nur lebendig, wenn mehr als ein Herz darin schlägt.

Mara las den Satz zweimal.

Dann noch ein drittes Mal.

Draußen riss der Nebel auf. Für einen Moment fiel Licht durch das Flurfenster und legte sich über Pläne, Papier und alte Schrift.

Mara atmete langsam ein.

„Ich gründe keine Genossenschaft“, sagte sie.

Noah senkte den Blick, aber Mara sah, dass er nicht enttäuscht war. Eher wartend.

Sie legte eine Hand auf das Haushaltsbuch.

„Noch nicht.“

Frau Berger lächelte.

Noah auch.

Mara hasste ein wenig, dass beide so aussahen, als hätten sie genau darauf gehofft.

„Aber ich höre mir Claras Rede an“, fügte sie hinzu. „Einmal. Und wenn sie zu viele Überschriften benutzt, gehe ich.“

„Das ist fair“, sagte Noah.

„Und du“, Mara zeigte auf seine Mappe, „hörst auf, nachts Pläne für mein Leben zu zeichnen.“

„Das waren Pläne für das Haus.“

„Noah.“

Er hob beide Hände. „Ich schlafe heute Nacht.“

„Gut.“

„Vielleicht.“

„Noah.“

„Gut.“

Frau Berger klappte das Haushaltsbuch vorsichtig zu. „Dann hätten wir das Wichtigste ja geklärt.“

In diesem Moment knackte es im Sicherungskasten.

Der Flur wurde dunkel.

Der Kühlschrank in der Küche verstummte.

Für einen Augenblick sagte niemand etwas.

Dann fluchte Mara so laut, dass Frau Berger empört die Augen aufriss und Noah sich ein Lachen nicht verkneifen konnte.

Mara stand im Halbdunkel des Lindenhofs, zwischen alten Schulden, neuen Plänen und Menschen, die sie nicht alleinlassen wollten.

Und obwohl der Strom ausgefallen war, hatte sie zum ersten Mal seit Tagen das Gefühl, dass irgendwo ein kleines Licht anging.

„Das passt zu diesem Haus“, sagte Noah trocken.

„Was genau?“

„Dass es einen großen Moment erzeugt und dann die Sicherung rauswirft.“

Selbst Frau Berger musste lachen.

Nicht laut. Nicht lange. Aber echt.

Und dieses kleine Lachen tat mehr gegen Maras Panik als alle Pläne auf dem Tisch.

Die nächsten Minuten verbrachten sie damit, Taschenlampen zu suchen, Kerzen aus einer Schublade zu holen und darüber zu streiten, wo Elisabeth früher Ersatzsicherungen aufbewahrt hatte. Frau Berger war überzeugt, sie lägen in einer Blechdose im Vorratsraum. Noah vermutete den Werkstattschrank in der Scheune. Mara fand schließlich beides: eine leere Blechdose im Vorratsraum und einen Werkstattschrank, in dem zwar keine passenden Sicherungen lagen, dafür aber drei verrostete Schlüssel, ein einzelner Knopf, ein Päckchen alter Nägel und eine Postkarte aus dem Jahr 1998.

Auf der Postkarte war ein See zu sehen. Hinten stand in Elisabeths Schrift nur ein Satz: Schön ist nicht dasselbe wie bleiben.

Mara hielt die Karte einen Moment zu lange in der Hand.

Noah bemerkte es.

„Alles okay?“

„Ich weiß nicht.“

„Das ist ehrlich.“

„Das ist inzwischen meine Standardantwort.“

Frau Berger nahm die Postkarte vorsichtig und betrachtete sie.

„Die hat sie aus Bad Reichenhall mitgebracht“, sagte sie.

„Elisabeth war in Bad Reichenhall?“

„Einmal. Drei Tage. Sie kam zurück und war unausstehlich.“

„Warum?“

Frau Berger drehte die Karte um.

„Weil sie gemerkt hatte, dass Wegfahren leichter ist als Zurückkommen.“

Mara schwieg.

Schon wieder so ein Satz.

Das Haus war voller Sätze, die niemand rechtzeitig ausgesprochen hatte.

Eine halbe Stunde später kam Herr Schneider.

Natürlich nicht, weil Frau Berger ihn angerufen hatte. Zumindest behauptete sie das. Er stand plötzlich in der Tür, eine alte Werkzeugtasche in der Hand, den Hut tief in die Stirn gezogen und mit einer Miene, als sei der Stromausfall eine persönliche Beleidigung.

„Wo?“, fragte er.

Mara zeigte auf den Sicherungskasten.

„Guten Morgen auch.“

„Morgen.“

Er stellte die Tasche ab, zog eine kleine Lampe heraus, die aussah, als hätte sie bereits drei Kriege und fünf Dachböden überstanden, und beugte sich zum Sicherungskasten.

Noah trat einen Schritt zurück.

Mara bemerkte es.

Herr Schneider auch.

„Architekt?“, fragte er, ohne aufzusehen.

„Ja“, sagte Noah.

„Dann bleiben Sie hinter der Linie.“

„Welche Linie?“

„Meine Geduld.“

Frau Berger presste die Lippen zusammen.

Mara war ziemlich sicher, dass sie nicht lachen wollte.

Herr Schneider prüfte die Schalter, brummte, schraubte nichts auf, brummte erneut und richtete sich schließlich auf.

„Fachbetrieb.“

Mara blinzelte.

„Wie bitte?“

„Elektriker. Richtig. Nicht ich.“

„Sie sagen das?“

„Ich bin alt, nicht lebensmüde.“

Noah verschränkte die Arme.

„Das war ungefähr auch meine Einschätzung.“

Herr Schneider sah ihn an.

„Dann können Sie ja doch was.“

Noah nickte ernst.

„Ich lerne.“

Mara lehnte sich gegen die Wand. Seltsam, aber gerade Herr Schneiders Weigerung, irgendetwas zu reparieren, erleichterte sie. Nicht alles ließ sich mit gutem Willen, Draht und Dorfwissen lösen. Manche Dinge brauchten Fachleute. Manche Grenzen waren keine Schwäche, sondern Schutz.

„Kennen Sie einen Elektriker?“, fragte Mara.

Herr Schneider sah zu Frau Berger.

„Klaus Riedel.“

Frau Berger verzog das Gesicht.

„Der ist teuer.“

„Der ist ordentlich.“

„Seit wann ist ordentlich bezahlbar?“

„Nie.“

Mara hob die Hand.

„Ich rufe ihn an.“

Frau Berger und Herr Schneider sahen sie gleichzeitig an.

Mara ließ die Hand wieder sinken.

„Was?“

„Nicht heute“, sagte Frau Berger.

„Warum nicht?“

Herr Schneider zeigte auf Nochs Pläne, Elisabeths Haushaltsbuch und die Kerzen im Flur.

„Weil Sie heute schon genug angefangen haben.“

Mara wollte widersprechen.

Natürlich wollte sie.

Aber sie war müde. Die Art müde, die nicht von Schlafmangel kam, sondern von zu vielen offenen Türen.

Noah nahm seine Mappe zusammen.

„Er hat recht.“

„Du solltest diesen Satz vorsichtiger benutzen“, sagte Mara.

„Wahrscheinlich.“

Herr Schneider brummte zustimmend, obwohl vermutlich niemand wissen sollte, wem genau seine Zustimmung galt.

Nachdem er gegangen war, blieb eine andere Ruhe im Haus zurück. Der Strom war noch immer nicht vollständig zurück. Der Herd blieb tot. Der Kühlschrank sprang nach einer Weile wieder an, als hätte er beschlossen, nicht Teil des Dramas zu sein. Im Flur standen Kerzen, obwohl es längst nicht dunkel genug war.

Frau Berger machte Tee auf dem kleinen Campingkocher, den sie aus der Speisekammer geholt hatte.

„Warum haben wir einen Campingkocher?“, fragte Mara.

„Elisabeth mochte vorbereitet sein.“

„Auf was?“

„Alles.“

Mara sah zu Noah.

„Das erklärt viel.“

Er lächelte.

„Vielleicht liegt es in der Familie.“

„Vorsicht.“

„Ich meinte es freundlich.“

„Das macht es gefährlicher.“

Frau Berger stellte drei Tassen auf den Tisch.

„Trinkt.“

Niemand widersprach.

Sie setzten sich in die Küche, obwohl der Herd nicht funktionierte, obwohl die Pläne im Flur lagen, obwohl das Haushaltsbuch aufgeschlagen daneben wartete und obwohl draußen bereits wieder Nebel aufzog.

Für ein paar Minuten geschah nichts.

Nur Tee.

Nur Atem.

Nur ein Haus, das knarrte.

Dann sagte Frau Berger: „Clara kommt heute Nachmittag.“

Mara hob langsam den Kopf.

„Warum?“

„Weil Noah ihr gestern gesagt hat, du würdest dir ihre Rede anhören.“

Mara drehte sich zu Noah.

Noah sah in seine Tasse.

„Ich habe gesagt, vielleicht.“

„Noah.“

„Es war spät.“

„Du hast nachts Pläne gezeichnet und tagsüber Termine für mich gemacht?“

„Nein.“

„Doch.“

„Vielleicht.“

Frau Berger nahm einen Schluck Tee.

„Dann ist wenigstens jemand organisiert.“

Mara ließ den Kopf auf den Tisch sinken.

Das Holz war kühl.

„Ich habe mich entschieden zu bleiben“, murmelte sie gegen die Tischplatte. „Nicht, mich regieren zu lassen.“

Noah sagte leise: „Dann sag Clara das.“

Mara hob den Kopf.

„Was?“

„Sag ihr, was du willst. Und was nicht. Nicht nur Nein. Nicht nur Abwehr. Sag es klar.“

Frau Berger nickte.

„Das wäre neu.“

„Danke.“

„Gern.“

Mara sah von einem zum anderen.

Beide meinten es gut.

Beide waren unerträglich.

Beides stimmte.

Clara kam um halb vier.

Mit einer Mappe.

Natürlich.

Als sie den dunklen Flur, die Kerzen und den geöffneten Sicherungskasten sah, blieb sie stehen.

„Ist das eine Stimmung oder ein Problem?“

„Beides“, sagte Mara.

Clara nickte, als sei das eine völlig akzeptable Antwort.

„Gut. Dann passt meine Mappe dazu.“

„Clara.“

„Ich weiß. Zu früh. Zu viel. Zu offiziell.“

Mara blinzelte.

„Du hast meine Rede schon gehört?“

„Ich kenne dich.“

Das stimmte.

Clara war Bürgermeisterin geworden, obwohl halb Lindenfels geglaubt hatte, sie sei zu jung, zu direkt oder zu weiblich für das Amt. Sie hatte gelernt, Kritik zu hören, bevor sie ausgesprochen wurde. Manchmal machte sie das vorsichtig. Manchmal stur. Meistens beides.

Sie setzte sich nicht sofort.

„Ich bin nicht hier, um dir den Lindenhof wegzunehmen“, sagte sie.

Mara schwieg.

Clara sah zum Haushaltsbuch.

„Und ich bin auch nicht hier, um Elisabeth zu ersetzen.“

Frau Berger stand am Herd, der nicht funktionierte, und sagte nichts.

Mara verschränkte die Arme.

„Was willst du dann?“

Clara legte die Mappe geschlossen auf den Tisch.

„Dass du eine Möglichkeit kennst, bevor du sie ablehnst.“

„Das klingt fairer, als ich es erwartet hatte.“

„Danke. Glaube ich.“

Noah stand auf.

„Ich gehe in die Scheune.“

Mara sah ihn an.

„Flucht?“

„Taktischer Rückzug.“

„Feigling.“

„Sehr.“

Er ging, aber an der Tür blieb er kurz stehen.

„Ruf, wenn der Sicherungskasten dich angreift.“

Mara warf ihm einen Blick zu.

Er grinste und verschwand.

Clara setzte sich.

Frau Berger stellte Tee vor sie.

„Danke.“

„Keine Rede vor Tee“, sagte Frau Berger.

„Das ist vernünftig.“

„Ich weiß.“

Mara setzte sich Clara gegenüber.

„Also.“

Clara öffnete die Mappe nicht.

„Eine Genossenschaft wäre nicht sofort Eigentümerin des Lindenhofs. Sie wäre auch kein Dorfparlament, das über deine Küche abstimmt. Sie könnte ein Rahmen sein, um Hilfe, Geld und Nutzung zu ordnen.“

Mara wartete.

„Wenn Menschen Arbeit leisten, wird sie sichtbar. Wenn jemand Geld gibt, ist klar, wofür. Wenn Räume genutzt werden, gibt es Regeln. Und wenn du entscheidest, was privat bleibt, steht es nicht jedes Mal neu zur Debatte.“

Das klang weniger schrecklich, als Mara gehofft hatte.

Das ärgerte sie.

„Und wenn ich irgendwann verkaufen will?“

Clara sah sie ruhig an.

„Dann bleibt es dein Hof. Aber du wüsstest, was du verkaufst. Und wem du damit auch etwas nimmst.“

Der Satz war nicht sanft.

Aber ehrlich.

Mara sah zum Fenster.

Draußen ging Noah über den Hof, die Hände in den Taschen, als könne er hören, dass er gerade besser nicht im Raum war.

„Ich will keine Entscheidung heute“, sagte Mara.

„Bekommst du nicht.“

„Ich will keine Satzung heute.“

„Habe ich dabei, zeige ich aber nicht.“

Mara starrte sie an.

Clara lächelte entschuldigend.

„Nur für den Fall.“

Frau Berger murmelte: „Natürlich.“

Mara atmete aus.

„Ich will zuerst wissen, was kaputt ist. Was dringend ist. Was warten kann. Und was der Lindenhof überhaupt sein soll, bevor wir ihm eine Rechtsform geben.“

Clara nickte langsam.

„Das ist ein Plan.“

„Nein“, sagte Mara sofort. „Das ist eine Grenze.“

Clara hielt inne.

Dann nickte sie noch einmal.

„Noch besser.“

Zum ersten Mal an diesem Tag fühlte Mara sich nicht gedrängt. Nicht sicher.

Aber nicht gedrängt.

Vielleicht war das der Anfang einer eigenen Entscheidung.

Nicht eines Ja.

Nicht eines Nein.

Eines Noch nicht.

Am Abend, nachdem Clara gegangen war, nachdem Noah die losen Dachrinnen notiert und Frau Berger den Campingkocher wieder in die Speisekammer gestellt hatte, saß Mara allein in der Küche.

Der Herd funktionierte noch immer nicht.

Auf dem Tisch lag Elisabeths Haushaltsbuch.

Neben den Zahlen standen Namen. Hinter den Namen standen Menschen. Und hinter den Menschen Geschichten.

Zum ersten Mal begann Mara zu verstehen, dass der Lindenhof nie nur ein Gebäude gewesen war.

Er war ein Netz aus Hilfe, Stolz, Erinnerungen und unausgesprochenen Versprechen.

Vielleicht hatte das Haus deshalb so lange überlebt.

Nicht wegen seiner Mauern.

Sondern wegen der Menschen.

Sie schlug die letzte Seite noch einmal auf.

Ein Haus bleibt nur lebendig, wenn mehr als ein Herz darin schlägt.

Mara strich mit den Fingern über die verblasste Tinte.

Dann nahm sie ein leeres Blatt Papier.

Oben schrieb sie:

Lindenhof – Was wirklich wichtig ist

Darunter setzte sie den ersten Punkt:

1. Das Dach reparieren.

Sie lächelte.

Der zweite Punkt folgte sofort.

2. Einen Elektriker finden.

Dann hielt sie kurz inne und schrieb:

3. Mit Clara sprechen.

Sie sah den Satz an und strich ihn nicht durch.

Stattdessen ergänzte sie:

3. Mit Clara weiter sprechen. Aber langsam.

Der vierte Punkt brauchte länger.

Schließlich schrieb sie:

4. Lernen, Hilfe anzunehmen.

Mara legte den Stift weg.

Draußen war es dunkel geworden. Im Hof spiegelte sich das Licht der Küche in den Pfützen. Das Haus knarrte leise, als würde es sich für die Nacht zurechtrücken.

Zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr hatte Mara nicht das Gefühl, gegen den Lindenhof zu kämpfen.

Vielleicht arbeiteten sie langsam miteinander.

Vielleicht war das der eigentliche Anfang.

Als sie das Licht löschen wollte, fiel ihr Blick noch einmal auf den Sicherungskasten im Flur.

Daneben lag Noahs Skizze.

Darauf Elisabeths Haushaltsbuch.

Und neben beidem ihr neues Blatt.

Alt, neu, kaputt, möglich.

Alles auf einem Tisch.

Mara nahm das Blatt, faltete es nicht und legte es oben auf die Mappe.

Dann schrieb sie mit kräftigerer Hand einen fünften Punkt darunter:

5. Nicht wieder weglaufen, nur weil es kompliziert wird.

Sie sah den Satz an.

Er machte ihr Angst.

Also ließ sie ihn stehen.



Wie geht es weiter?

Der Lindenhof braucht mehr als gute Absichten. Zwischen notwendigen Reparaturen, den Erwartungen des Dorfes und den Spuren eines fast vergessenen Projekts muss Mara herausfinden, welche Zukunft sie wirklich will.

Jetzt als Taschenbuch erhältlich

19,99 € · bei Bücher.City

Meine große Hassliebe